

Der Dämon des Hanfes.

Von

CARL RITTER v. VINCEN TI.

Vortrag, gehalten am 18. Februar 1880.

Um's Jahr 1000, also im vierten Jahrhundert der Flucht, war ein wunderschöner, toller Knabe Sultan am Nil. Er steht, ein strahlend Phantom, auf der Schwelle der Zeit und ist der Fatimide Hakim bi amr Allah, d. h. der „Weise auf Befehl Gottes“. Er hatte afrikanisch Magierblut in den Adern und seine Schergen zerschlugen den Gottesstein der Kaaba. Plötzlich verlöschen die Flammenaugen dieses tollen Khalifen und nach ihm bleibt eine neue Religion; ein theognostisch Räthsel, ein Dämmerglaube: das Drusenthum, wohl die wunderbarste Hanfberauschung, welche der Orient kennt, denn Hakim war ein grosser Hanfesser. „Ich bin der Herr, ich bin Gott, der Spender, der Nehmer,“ rief er in jener Nacht, wo er sich in der Hanfschänke der Sabäer zu Fostât durch Haschisch bis zum Gotteswahne berauschte, der ihm das Leben kostete, indem er in selber Nacht erschlagen wurde. So gewaltig ist der indische Hanf und dies sei mein Einführungswort.

Ehe wir nun auf den Kern unserer Aufgabe übergehen, dürfte es von einigem Interesse sein, flüchtige Umschau unter den Genuss- und Be-

täubungsmitteln des Orientes zu halten. Die traubengekelterte Herrlichkeit ist bekanntlich dem Moslem versagt, mit Ausnahme der Zeit auf der Pilgerfahrt, wo reiche Pilger ihre Mundschenke mit sich führen und grosse Neigung zeigen, sich für das sonstige Verbot ausgiebigst schadlos zu halten. Das moslemitische Weinland ist Persien. Der braunrothe schwere Schirazwein, die leichteren Sorten von Hamâdan und Isfahan sind die beliebtesten Gewächse. Dem Weine zunächst steht der Dattelnwein, jener schnellgährende, leichtberauschende „Lagmi“, von welchem man durch Ausschneiden der innersten Blätter der Palme täglich eine Gallone erhalten kann. Was den Branntwein anbelangt, so kennt der Orientale nächst allen fränkischen Liqueuren und dem griechischen „Râki“ insbesondere noch den aus Rosinen destillirten persischen Schnaps und sodann den allgemein bekannten Dattelschnaps, der in allen Dattelländern, vom persischen Meerbusen bis in der Moghreb getrunken wird. Bier consumirt vornehmlich das Nilvolk; es ist jene oftgenannte, meist von nubischen Wirthen verzapfte „Busah“, ein halbgegohrenes, säuerliches, kaum berauschendes Malzgebräu, das wie Milch aussieht und wie Tinte schmeckt. Das im Sudan und in Abessinien ausgeschänkte Bier hingegen ist stark berauschend wie jenes der alten Egypter gewesen. Der ungeheuere Verbrauch von Kaffee im Oriente ist bekannt; indessen dürfte Manchem unbekannt sein, dass die Perser den

feinsten Kaffee sehr häufig trocken geniessen. Die Bohne wird mässig geröstet, zu feinem Pulver gestossen, hermetisch verschlossen und davon ab und zu ein Löffel voll genascht, was bei einiger Gewohnheit ganz vortrefflich mundet. Théé ist im Oriente fast nur in Persien als Genussmittel gebräuchlich. Der bemittelte Perser nimmt gewöhnlich zwei Tassen sehr süss des Morgens und zwei des Abends mit einer Opiumpille. Merkwürdigerweise war es ein deutscher Kaufmann, der zuerst den Thee nach Persien brachte, weshalb er daselbst heute noch „tschaje nemsé“, d. h. deutscher Thee genannt wird und die Perser der Ansicht sind, dass in Deutschland viel Thee gebaut werde. Die Afghanen und Tartaren geniessen den Thee mit Kochsalz.

Der Orient ist das gelobte Land des Tabaks. Die beste aromatische Sorte wächst in Persien südlich von Schirâs (Provinz La'ar), heisst „tambäki schirâsi“ ist überhaupt die vornehmste Sorte Tabak, die existirt, und gelangt nur selten in den Aussenhandel. Vortreffliche Tabaksorten baut man bekanntlich noch in Syrien, Ober-Egypten, Kleinasien. Die aus Persien stammende Wasserpfeife (Narghilé) ist die specifisch orientalische Art des Rauchens. Sie erzeugt wohl durch Missbrauch nicht selten chronische Bronchialkatarrhe und Emphyseme, aber im Allgemeinen haben die levantinischen Aerzte constatirt, dass diese Rauchweise bei mässigem Gebrauche eher hygienisch genannt werden kann, indem es dem

Bespülen der feinsten Lungenzellen mit dem mildgekühlten Tabakdampfe zugeschrieben wird, dass bei den Narghilé-Rauchern die Lungensucht selten ist. Manches wäre noch zu bemerken über den Arsenik als Reiz- und Genussmittel, von den Arabern „Mäusegift“ (samm 'l fâr) genannt und bekanntlich auch in unseren Alpenländern häufig genossen, doch wir müssen auf unser Thema übergehen. Opium und Haschisch sind die mächtigsten Betäubungsmittel, Zwillingsdämonen, die als solche dem Oriente allein angehören.

Wir haben uns Alle einmal an den Märchenblüten berauscht, womit Scheherazadé das schlaflose Haupt des Khalifen umkränzt; wir hatten die Sinne umfassen von der Sagenherrlichkeit, welche aus der Smaragdtiefe des heiligen Kâf-Berges leuchtet; wir wandelten durch die bilderrauschigen Liebesgärten der orientalischen Poesie; wir bestaunten die idolengebärenden Theogonien Indiens und es überkam uns wie Opium- und Haschisch-Phantasien. Keimt doch gewissermassen in jedem Poetengehirn so etwas wie ein Mohnkörnlein oder ein Hanfblüthen-Atom, wie viel mehr denn im Gehirn eines östlichen Poeten! Manches vielleicht, das uns am meisten entzückt, schufen sie in jener Dämmerwelt, wo die Paradieseslüsternheit des Menschen künstliche Geheim-Elixire gegen des Lebens Drang und Tücke sozusagen auf pharmaceutischem Wege herzustellen trachtet. In diese Welt wollen wir heute einen Blick werfen.

Wir werden da mit Dämonen gemein, die, mächtiger als Ravanas Giganten und König Thamuraths Fabelheer, an Tücke der Menschenbestrickung gefährlicher als alle „Dschenûn“, in der Fruchtkapsel des Mohnes, in der Blüthe des Hanfes schlummern. Es ist ein düsteres Stück Menschengeschichte, die Geschichte vom Mohn- und Hanfzauber, worin gleichsam die Quintessenz jener ewigen Bethörung verborgen liegt, welche die indische Muttererde auf uns Alle ausübt.

Es klingt dies allerdings etwas morgenländisch-emphatisch bei so alltäglichen Vegetabilien, wie Mohn- und Hanfstaupe, von denen wir den ersteren fast nur als medicinische und die letztere durchaus nur als textile Nutzpflanze kennen, welchen durch klimatische Einflüsse der Dämon gezähmt worden ist. Denn so wie unsere Veilchen jenen von Nizza und Cannes an Duft weit nachstehen, so wie unserer Zwiebel das Aroma der egyptischen nicht nachgerühmt werden kann, und unsere Zuckerhirse im Vergleich mit der indischen kaum ihren Namen verdient, so haben auch unser Mohn und Hanf einen grossen Theil jener latenten Kräfte eingebüsst, welche diesen Pflanzen in sonnigeren Ländern innewohnen. Unser Mohn gibt, trotz vielfacher Einheimungsversuche, worunter insbesondere jene des Berliner Professors Karsten und der französischen Mohnbauern im Somme-Departement Erwähnung verdienen, nur spärliches Opium, und vom nutzbaren Hanfe als Haschisch-

Kraut, als „Fröhlichkeits-Erreger“, als „wunderergiebiges Genussmittel“ wissen wir wenig. Und doch, welch' ausserordentliche Rolle spielen Mohn und Hanf auf dem Sündenregister der östlichen Völker! Wie stünde es mit dem so zweifelhaften anglo-indischen Budget ohne das Opium-Monopol? Und was hätten die vielen Religionsmacher im Osten angefangen ohne Haschisch-Inspiration? Wir wollen uns nun einen Augenblick zum „Schwarzen Idole“, dem Opiumdämonen wenden, dessen Andachtsbeflissene nach vielen Millionen zählen, um dann unsere eigentliche Aufgabe, den Hanfzauber, in's Auge zu fassen.

Der Mohngenuss ist unter den Islamiten weit weniger verbreitet als das Hanfessen; Opium beherrscht mehr die mongolische Race, während sich der indische Hanf einen Theil der semitischen Race unterthan gemacht hat. Türken und Perser geniessen das Opium auf ganz verschiedene Weise. Die Ersteren versetzen die Drogue gern mit Liqueur und Mastixschnaps, indem sie behaupten, es steigere dies zwar den augenblicklichen Rausch, vermindere jedoch die üblen Folgen. Bei den Persern ist mehr der hygienische Gebrauch des Opiums in Schwung; fast jeder Perser von Stand geniesst täglich eine oder zwei mit Mastix, Rhabarber und Asa foetida verknetet Opiumpillen, „Frohsinnspille“ genannt, in Kaffee, Thee oder Zuckerwasser. In dieser Weise genommen, soll das Opium, insbesondere nach dem

40. Lebensjahre, eher zu- als abträglich sein. Die wahrhaft schädliche Weise Opium zu nehmen, ist das Opiumrauchen, wobei alle verderblichen Alcaloide miteingezogen werden. Der Chinese ist bekanntlich vorwiegend Opiumraucher, selten -Esser. Das Opium als Rauchpräparat, der „Tschandu“, dessen Herstellung in Singapur ein an die Meistbietenden verpachtetes Regal ist, sieht wie Melasse aus und wird mittelst eines 18 Stunden währenden Verfahrens durch Auskochen, Ausziehen der im Wasser löslichen Bestandtheile, Eindicken und Trocknen der Masse erzielt. In pillengrossen Stücken wird es sodann in Büffelhorndosen aufbewahrt und in diesem Zustande von den Chinesen „Rauchkoth“ genannt. Wem ein Ausflug nach den hinterasiatischen Zopfländern nicht in's Budget passt, der kann sich den Anblick der Opiumhöhlen in London selbst gewähren. In New-Court beispielsweise, Bluegate-Field, versammeln sich allnächtlich eine Anzahl Andachtsbeflissener, Chinesen, Lascaren, Bengalesen, Singhalesen mit viel autochthonem Gesindel bei Papa Yahee, um dem Opiumdämone zu opfern. Es geht dabei still und inbrünstig her, Mutter Abdallah bereitet den Tschandu; dunkle Gesichter stieren aus den Dämmerwinkeln und nur hie und da flattert ein fremdartiges, heiseres Wort durch die schwere, dunstige, brütende Stille.

Die unerschöpfliche Opiumkammer für die hinterasiatischen Völker ist Vorderindien. Hier ist John

Bull Opium-Monopolist; von hier aus hat er mit seinen windschnellen Giftklippern das „grosse klare“ Reich sicherer erobert, als mit seinen Bibeln, Traktätchen und Panzerschiffen; von hier nimmt der Vampyr seinen Flug, welcher den Chinesen das Blut aus den Adern schlürft, hier wird mit diabolischer Sorgfalt das chinesische Paradies fabricirt, in zahllose Kisten aus Mangoholz verpackt, verzollt und verfrachtet.

Die indische Opiumcultur florirt in den Präsidenschaften Calcutta und Bombay. In ersterer ist sie Regierungsmonopol, während in letzterer der Opiumbau in der Umgegend von Malwa, welches den Engländern bekanntlich nicht unterworfen ist, von den Landbewohnern betrieben wird. Die in Patna und Benares erzeugten Sorten warfen dem indischen Schatze in den letzten Jahren zwischen 60 und 70 Millionen Gulden ab. Das in Malwa massenhaft gewonnene, in der Qualität jedoch meist mindere Opium muss an seinem Verschiffungsort Bombay einen Transitzoll von über 600 Gulden per Kiste (zu 140 englischen Pfunden) entrichten, so dass die anglo-indische Regierung auf diesem Wege alljährlich weitere 25—30 Millionen Gulden in die Tasche steckt.

Alles indische, für China bestimmte Opium wird allein über Hongkong eingeführt, wo es einen Eingangszoll von etwa $1\frac{1}{2}$ Gulden per Kilogramm zu entrichten hat. Die Gesamteinfuhr schwankte in den letzten 15 Jahren zwischen 4 und 6 Millionen Kilogramm;

an Geldeswerth bewegte sich dieser Import zwischen 100 und 140 Millionen Gulden. Obwohl nun seit einiger Zeit der Preis der verderblichen Droge ziemlich herabgegangen, so kommt der chinesische Opium-Import an Werth immer noch dem vereinigten Thee- und Seide-Export gleich. Im Ganzen haben die Briten seit etwa 80 Jahren, um welche Zeit die ersten einigermassen erheblichen Opiumgeschäfte zurück datiren, den Bewohnern des himmlischen Reiches für weit über zwei Milliarden Gulden „Paradiesesspeise“ verkauft. Ja, der Opiumgott ist heute auf dem geheiligten Boden des Volkes der „hundert Familien“ unter tausend entseelten Idolen der einzig lebendige Gott! Die Geschichte des hartnäckigen Widerstandes, welchen die Beherrscher China's der „Einschmuggelung“ dieses gefährlichen Gottes entgegengesetzt haben, bis ihm zwei Kriege eine blutige Bresche gebrochen, lässt an christlicher Erbaulichkeit wenig zu wünschen übrig. Verschleierte Dich, „mystisches Auge der Welt“, das Jahrtausende über China's Blüthe und Ruhm gewacht, das „grosse klare Reich“ geht in der Opiumnarkose unter!

So mächtig ist das schwarze Idol des Mohnes und fürwahr, die bleiche „Tochter des Hanfes“ besass ehemals ebenso gewaltigen Zauber, ja zum Theil besitzt sie ihn noch.

Versetzen wir uns einen Augenblick in eine hanfbauende Gegend am Erntetage. Hie und da hält ein Arbeiter, die Hand vor der Stirne, plötzlich inne,

und wankt unsicheren Schrittes zum kühl eingegrabenen Steinkrüge. . . Mancher sinkt wie von Betäubung erfasst zusammen und seine Gefährten müssen ihn emporrütteln. . . Oder kehren wir in einem russischen Bauerngehöfte ein zur langen Fastenzeit, wo das Hanfsamenöl bei der Ernährung eine so grosse Rolle spielt. . . Nach der Mahlzeit kommen einem die Leute gar befremdlich vor, sie gemahnen bisweilen fast an Schlafwandler und selbst das Federvieh im Hof unten, welches die Hanfsamenkörner pickt, ist ganz verwunderlich betäubt. . . All diese Anzeichen illustriren die Hanfnarkose und mögen uns hiemit vorbereiten auf die überwältigenden Wirkungen des aus dem indischen Hanfe gewonnenen Haschisch, in welchem sich die ganze dunkle Macht des Hanfgeistes concentrirt hat.

Die ersten ausführlichen Daten über Haschisch erhalten wir in der „Raj niguntu“, einer indischen Abhandlung über Arzneimittellehre, welche aus dem 13. Jahrhundert stammt. Indess ist der Gebrauch des Hanf-Extractes lange vorher bekannt und verbreitet gewesen. Natürlich war es ein frommer Mann, welcher das Rauschkraut entdeckte, Scheik Biraztan, der unter den Chosru's in Indien lebte und als Mohamed den neuen Glauben predigte, demselben zuschwur. Er nannte das Hanfkraut „Fakirkraut“, weil die Fakire demselben besonders ergeben waren. Beiläufig gesagt, spielt auch heute noch bei den berüchtigten martyrologischen Experimenten der indischen Asketiker

der Haschisch eine grosse Rolle, indem er, mit gewissen Ingredienzen vermischt, eine gegen alle äusseren Einflüsse unempfindliche, tagelange Starrsucht erzeugt, woraus das Geheimniss des Fakir-Stoicismus gegenüber den furchtbarsten Martern zum Theile erklärlich wird. Aus Indien kam der Haschisch nach Khorassan, dem „Lande der Sonne“, wo Haider, der Stifter des bekannten Derwisch-Ordens, den Gebrauch kennen lernte und sein Kloster mit Hanfpflanzungen umgeben liess. So pflanzten die moslemischen Mönche die Hanfstaupe wie die unsrigen den Weinstock und freuten sich der Paradiesesgabe in dankbarer Glaubensfreudigkeit. Indess für Leute, welche es mit ihrem Mönchthum bezüglich der leiblichen Abstinenzen ernst nahmen, war auch das Fakirkraut wirklich ein frommes Kraut, dieweil es nach Ibn Dschezla's Zeugniss im Rufe stand, gegen Fasten abzuhärten und der Sinnlichkeit zu gebieten. Masewaih, der grosse Pharmagnost der Araber, weiss nun allerdings davon nichts und Makrizi, der heftigste aller Feinde, welche im Laufe der Zeiten der „Tochter des Hanfes“ erstanden, fulminirt gerade gegen diese ihre dämonischen Sinnesbethörungen, wobei der grosse Imam nachweist, dass ganze arabische Geschlechter in Folge des Haschischgenusses ausgestorben sind.

Am Nil war das Rauschkraut bereits im Jahre 1000 unserer Aera insbesondere bei den Sabäern beliebt, deren Haschischschenken am Fostâter Nilufer lagen. Ein Verschnittener, Kafur mit Namen, welcher

Majordom bei den letzten Abbassiden gewesen, pflanzte um die Mitte des 11. Jahrhunderts einen berühmten Hanfgarten, dessen vorzügliches Product von allen Dichtern in dithyrambischen Liedern gepriesen worden ist. Einen nicht minder geschätzten Hanfgarten legte später Nuschb, die schöne und witzige Paukenschlägerin, an und zwar auf einem Acker, welcher ihr der Fatimid Mostanser geschenkt, dessen Khalifenherz sie mit ihren tollen Klangwirbeln berauscht hatte. Aus dem Garten der Nuschb, welcher seinerzeit die frequenteste öffentliche Promenade, so eine Art von paradiesischen Feldern Alt-Cairos gewesen, berauschte sich nun ganz Egypten viele Jahre lang, bis Anfangs des 15. Jahrhunderts Khalifen und Hohepriester so heftige Bannflüche gegen das Fakirkraut schleuderten, dass es dem Volke endlich ganz unentbehrlich ward. Umsonst liess Emir Sudun den Hanf-Essern die Zähne ausbrechen, umsonst alle Haschischgärten mit Stumpf und Stiel ausrotten, die Haschaschir blieben unverbesserlich, wie unsere Absinthhelden, ja der Haschisch-Fanatismus erreichte gerade zur Mitte jenes Jahrhunderts seinen Höhepunkt. Und heute noch ist derselbe im Oriente, weit verbreiteter, als man sich vorstellt. Selbst jene gewisse politisch-religiöse Rolle, welche das mysteriöse Rauschkraut in den Feengärten von Alamut und Massiat unter den Fanatikern des „Alten vom Berge“ gespielt, hat bei den persischen Communisten unserer Zeit eine, wenn auch abgeschwächte Wiederholung

gefunden. Der Haschischdämon ist also weit entfernt, gebannt zu sein, er harrt noch des Austreibungsfluches eines islamitischen Propheten, der ausnahmsweise selber kein Hanfesser wäre. Doch damit hats noch gute Wege, indem sich in neuerer Zeit seine Macht von den islamitischen Ländern bereits nach Brasilien und Centralamerika ausgebreitet haben soll.

Die engere Heimat des indischen Hanfes ist Bengalen, jedoch gedeiht er in den meisten Gegenden Asiens, insbesondere in Afghanistan und Kaschmir, wo der „Tschers“, das Haschisch-Präparat zum Rauchen, mit besonderer Sorgfalt bereitet wird, wie denn die Afghanen leidenschaftliche Hanfraucher sind. Gute Haschischsorten kommen sodann noch aus Damaskus, Egypten, Stambul und Algier. In Persien gilt der Haschischgenuss für schimpflich und ist öffentlich nur bei Derwischen in Schwung, während andere Hanfsünder ihre Schwäche sorglich geheim zu halten trachten. In Egypten ist der Haschisch, wie vor Zeiten, strenge verboten.

Der Haschisch im rohen Zustande besteht in einer aus den harzigen Bestandtheilen, die besonders reich an den Blüthen des weiblichen Hanfes hervortreten, mit den Blüthenspitzen und jungen Blättern verklebten Masse, welche den verschiedenen Hanfpräparaten als Basis dient. In Bengalen erntet man dieses Harz in der Weise, dass die Sammler in Lederkleidern durch die Hanffelder laufen, wobei der klebrige Stoff an ihnen hängen bleibt. Das dortige

Haschisch-Präparat erscheint meist als kleine, süsse, mit Zucker, Mehl, Milch bereitete Kuchen von angenehmem Geruch, während wieder die geschätztesten ägyptischen und Herater Präparate schwarzgrün in der Farbe, stark betäubend, von erwärmendem, bitter-scharfem Geschmack und widerstehendem Geruch sind. Der durch Absieden der Blüthenspitzen in Butter und Wasser gewönne fette Extract wird zumeist Confituren beigemischt, durch einen Zusatz von Vanille, Pistazien, Moschus, Bezoar u. dgl. mundgerecht gemacht oder zu parfümirten Reizpillen verknetet. Europäer in der Levante nehmen ihre Dosen häufig in Oblaten, in schwarzem Kaffee oder Thee, mitunter auch in heissem Cyperwein. Die Orientalen lieben die Pillen und Latwergen und bedienen sich zum Haschischrauchen meist der Narghilé. In Egypten kaut man nicht selten einfach die jungen Hanfblätter und geniesst einen Aufguss von Harrub-, d. h. Sauerampfer-Syrup dazu. Es hängt dies eben nächst der ökonomischen Seite auch davon ab, wie und in wie weit der Consument die narkotische Wirkung zu vermindern oder zu erhöhen beabsichtigt.

Die Haschischschänke an sich ist in Egypten stets nur ein Hinterzimmer, eine Art von tolerirtem Annex von gewissen Winkel-Kaffeehäusern, weshalb man daselbst nicht gerade die gewählteste Gesellschaft vorzufinden pflegt. Ich habe bisweilen eine derartige Haschischhöhle in einem kleinen Kaffeehause am Nilcanale besucht, welche seitdem der Spitzhaue der

Luft- und Lichtmacher der „Ismailia“ zum Opfer gefallen ist. Es war ein gar armseliger Ort mit dem dürftigsten Ausstattungs-Inventar. In der Fensternische ein verwelkter Jasminstock, vom rauchschwarzen Gebälk herabhängend ein pagodenartiger Holzkäfig mit einem Singvogel, und zwar einer geblendeten Nachtigall, deren Lied die Haschaschir so leidenschaftlich lieben. Eine ewige schwere Dämmerung herrschte; vor dem granitenen Heerdblock kauerte ein fieberägiger Mohrenjunge wie ein kranker Hund und blies in die Gluth. Stammgäste waren da: Arnauten, welche meist vorher schon in Dattelschnaps gesündigt hatten, Märchen-Erzähler unterer Sorte, Koranbeter, Hausarme, nubische Hausbesorger, Wasser- und Lastträger, Neger, Heul-Derwische, Psyllen u. dgl. Bisweilen fand sich auch ein junger, an der „Azhar“ studirender Cleriker aus Buchara ein. Bei den Psyllen speciell gehört der Haschischgenuss zum Geschäft, indem sie behaupten, derselbe sei das wirksamste Gegengift gegen Schlangenbiss. Erwiesen ist allerdings, dass die Schlangen den indischen Hanf wie den Tod fliehen. Die frommen Leute waren am pünktlichsten an Festvorabenden, insbesondere vor der Doseh-Ceremonie, wo bekanntlich der Grossscheich über die lebendigen Leiber einer Anzahl Fanatiker hinwegzureiten pflegt. An solchen Abenden fanden sich auch zwei Spielleute mit ihren „Zweisaitigen“ ein, welche eintönige Weisen fiedelten, während der blinde Vogel leise dazu schluchzte . . .

Es gab hier nun allerdings wunderliche Kostgänger des Dämons, aber im Ganzen waren sie harmlos und vertrugen sich gut untereinander, denn sie fürchteten längst den Hanfgeist nicht mehr. Sie trugen auch fast Alle das Mal der bösen Gewohnheit, des „trockenen Gehirnes“, wie der Araber sagt, unverkennbar aufgeprägt: magere Glieder, fahles Antlitz, blöd-verklärtes Lächeln, stierer, matter Blick, krampfge, nach einwärts gekehrte Lippen, fröstelnde Geberden. Die Meisten waren stille Raucher, während sich einige die Drogue mit unaussprechlichen Dingen vermischen liessen. Manchmal erschütterte ein jähes fürchterliches Lachen den Raum, als ob man Tollgewordenen die Sohlen kitzle, meist jedoch schienen die Leute mehr zur Rührung, oft sogar zum Weinkrampf disponirt.

Ich fasse nun die in der genannten Hanfschenke gemachten, flüchtigen sodann die weit ausgiebigeren Beobachtungen, welche ich als Mitgründer eines kleinen siebenköpfigen Hanfclubs in Kairo angestellt, zusammen, verbinde dieselben mit sorgsam gesammelten Mittheilungen und Erfahrungen Anderer und denke solcherweise in der Lage zu sein, von der Wirkung des Haschisch ein erschöpfendes Bild zu entwerfen. Wir befinden uns in Gesellschaft einiger Mitschuldiger, welche wie wir dem Haschisch-Experimente in mässiger Weise ergeben sind, in einem wohlverschlossenen, aber ausgiebig ventilirten Gemache, aus dem wo möglich die Spiegel entfernt worden sind. Wir nehmen mittlere Dosen, jeder nach seiner

gewohnten Weise. Wer sich dem Dämon rückhaltlos überantworten will, der nehme, je nach seinem Temperament, 20—30 Gramm Pasta in starkem, schwarzen Kaffee, dies entfesselt alle guten und bösen Geister, die im Hanfe verzaubert liegen. Nach einer Stunde etwa tritt als erstes Wirkungssymptom eine eigenthümliche, nicht unangenehme Eingenommenheit des Kopfes, Annehmlichkeit beim tiefen Ausathmen, bisweilen Trockenheitsgefühl in der Nase und Staubgefühl in den Augen, später Körperleichtigkeitsgefühl ein. Dies sind die Vorboten.

Die eigentliche Wirkung äussert sich sodann in fünf Stadien: grosse Heiterkeit, Angst, Zeitdehnungsgefühl, jedoch ohne Langeweile, sodann als Hauptsymptom Lebhaftigkeit und Ueberschwänglichkeit der Phantasie (Grössenwahn) und endlich Willensträgheit, die in Schlaf übergeht. Betrachten wir nun ein jedes dieser Stadien.

Die Heiterkeit ist geradezu unbezwinglich. Man lacht über sich selbst, Einer lacht über Alle, es lachen Alle über Einen. Ein gesunder Beobachter, der da nicht mit einstimmte, gälte natürlich als Erznarr. Der lebenswürdige Träumer Charles Baudelaire erzählt da von einem Musiker, welcher in nüchternem Zustande plötzlich mitten in diese tolle Haschischstimmung hineingeräth, entfliehen will, aber zurückgehalten wird und sich zuletzt nicht anders, als durch ein verzweifertes Solo auf seiner Fiedel zu helfen weiss. Die Wirkung ist wunderbar,

indem alsbald die Lacher von ebenerst in krankhafte Seufzer und stille Thränenströme ausbrechen.

Es steigert sich übrigens der Heiterkeitskitzel bisweilen in einer so intensiv schmerzhaften Weise, dass man vor Lachen förmlich schmerztoll werden könnte, wäre diese Phase nicht zumeist sehr kurz und würde sie nicht alsbald von einem schwer zu überwindenden Zustand stiller, feiger Angst vor dem Dämon, der jetzt ungestümer an unsere Gehirnwände pocht, abgelöst.

Die Sensibilität nimmt allmählig in erschreckender Weise zu; alle Sinne scheinen ausserordentlich geschärft, die Verhältnisse der umgebenden alltäglichen Gegenstände schwellen mählig bis in's Ungeheuerliche an, und man fühlt sich mit ihnen wachsen und zunehmen, förmlich ein vollbewusst sich entwickelnder Grössenwahn, eine Gottähnlichkeit, welche einerseits ein ausserordentlich gesteigertes Lebensgefühl, andererseits eine grosse Zaghaftigkeit, ja verzweifelnde Hilflosigkeit erzeugt, in welcher man sich fortwährend fragt, was für ein Ende dies nehmen werde. Und während man sich sozusagen mit sich selbst multiplicirt fühlt und sein ganzes Wesen mit Schauern durch ein ungeheueres Vergrößerungsglas erblickt, erinnert man sich plötzlich irgend eines unbedeutenden Vorganges des alltäglichen Lebens, etwa einer gesellschaftlichen Verpflichtung, welcher man nicht nachkommen konnte und die man jetzt erfüllen würde, befände man sich nicht in einem so hilflosen Zustande.

Dies ist das Stadium der wunderlichsten Sinnes-täuschungen. Raum und Zeit verschwinden. Man glaubt ein ganzes Leben in wenigen Augenblicken zu durchleben und früher erlebte Vorgänge drängen sich dicht aufeinander in einer Spanne zusammen. Die Seele vibriert bei der geringsten Perception wie eine Harfe im Wind. Man will flüstern, und stösst ein Geheul aus, man schreit um Hilfe mit ängstlich gedämpfter Stimme, man will auf den Zehen schleichen und poltert stolpernd über Alles hinweg. Vielleicht ist ein wenig Rothwein auf dem Estrich vergossen worden; das schmale Rinnsal scheint nun ein breiter blut-schäumender Strom und der Hanf-Esser verlangt verzweiflungsvoll nach einem Kahn, um überzusetzen. Es ist dann rathsam die Fenster vom Haschischlocale fest zu verschliessen, denn der Patient — es ist dies symptomatisch — glaubt fast immer fliegen zu können und fliegt ohneweiters zum Fenster hinaus, unbekümmert um die sehr handgreiflichen Folgen, welche schliesslich auch moralisch um so niederschlagender wirken müssen, als ja in diesem Stadium der Haschisch-Consument bisweilen an seine Göttlichkeit glaubt.

Es kommen übrigens in dieser Wirkungsphase Fälle vor, welche eine ganz wunderbare geistige Klarheit und Combinations- wie Gedächtnisskraft des narkotisirten Gehirns bezeugen. Insbesondere die Fähigkeit, grosse Zahlenschwärme zu beherrschen und mathematisch richtig zu Paaren zu treiben, ist bei

mit Zahlen auch sonst nicht Unvertrauten geradezu stupend; so hatten wir im Club einen vornehmen Russen, einen eingefleischten Hazardspieler, der eines Tages dem Schriftführer eine verwickelte Spielcombination in die Feder dictirte, welche sich später als ein wahrhaft genial gelöstes gigantisches Rechenexempel erwies. Verbürgtermassen hat auch ein Kairensener Uhrmacher ein von ihm seit Jahren vergeblich gesuchtes Problem in der Haschisch-Ekstase gefunden. Unvergesslich wird mir endlich mein Freund, der alte Scheik Abd-el-Nasser bleiben, welcher nie seine Schachfiguren besser beherrschte, als mit dem Schlauch der Haschisch-Narghilé zwischen den Zähnen. Ich sehe ihn heute noch über das Spielbrett gebeugt mit seinem bernsteinbleichen Antlitze, auf welches der schneeweisse Turban einen bläulichen Schatten warf, seinem wundersam sanften Auge und seiner krystallinen Hand, gespenstisch über die Figuren hinleuchtend, die wie elektrisch unter der Berührung zu zucken schienen. Es dämmerte etwas wie vom Widerschein einer anderen Welt in diesem Auge und mein Mohrenkönig blieb gewöhnlich schachmatt, mochte ich auch noch so nüchtern operiren. Er ist nun hinüber, der Alte; sie haben ihn mit dem Kopf auf dem Schachtische liegend gefunden, todt und daneben die verloschene Haschischpfeife. Derartige Fälle, wo eine besonders entwickelte mechanische oder geistige Fertigkeit oder Fähigkeit des Individuums in der Haschischnarkose bis aufs Höchste gesteigert erscheint, sind nicht selten,

wie denn überhaupt festgehalten werden muss, dass die eigentliche Wirkung des Hanfkrautes in der ausserordentlichen Potenzirung des Geniessenden, seinem körperlichen, wie geistigen Wesen nach, besteht. Der wahre Grundton des Individuums schlägt deshalb in diesem Zustande immer durch; so geschickt Jemand auch bis da seine tief innersten Neigungen zu verbergen gewusst haben mag, der Haschischeufel zieht höhnisch die Schleier hinweg und reisst die heuchlerische Larve herunter, so dass beispielsweise ein Temperenzler, welcher im Stillen alkoholischen Genüssen fröhnt, in der Haschisch-Narkose nach Gin und Brandy jammern und der im Geheimen liebesausschweifende Tugendbündler, vom Haschisch besessen, die befremdlich lüsterntesten Reden führen wird. Man sieht also, der Haschisch, den man ein „Prophetenkraut“ nennen könnte, ist jedoch nichts weniger als ein Diplomatenkraut.

Sprechen wir nun von der Hallucination als solcher, dem mäßig ausreifenden Traume, dem — sozusagen — dichterischen Gebären des haschischbetäubten Gehirns. Hier liegt das wahre Paradies der Haschaschir. Die Gedanken, obwohl sich in jäher Flucht jagend, bleiben dennoch licht und klar und es ist, als ob die Sonne jede Idee beschiene, welche durch das Gehirn zieht, als ob sich jede Bewegung des Körpers zu einer Quelle von Lust steigere. Unter günstigen äusseren Bedingungen bei starker Dosis und etwas fatalistischem Naturell kann sich da

Alles in Duft, Harmonie und Wonne auflösen, kann Alles Plasticität, Leben, Bewegung, Sprache gewinnen.

Die Töne verkörpern sich, die Farben klingen, die heiteren hell, die dunklen dumpf; Alles ringsum weitet sich aus zu tönenden Horizonten, als rauschte der Wind durch einen Wald von basaltenen Memnonsäulen. Wie die durstgepeinigete Kehle unaufhörlich nach ungeheuerem Wasserlabsal lechzt und die Phantasie in wogenden Strömen und majestätischen Gewässern schwelgt, so wird auch das Auge von einem unwiderstehlichen Lichtdurste heimgesucht. Es ist dieser Lichtzauber nicht minder symptomatisch als der Wasserzauber, und nichts gleicht der Verzweiflung des Haschischverzückten, der urplötzlich ins Dunkel versetzt wird. Ein Grieche, welcher unserm Club angehörte, schwebte beispielsweise fortwährend in Aetherglorie; goldene Wasserfälle umrauschten ihn, Rosenlawinen gingen nieder und aus einem Meere von Licht tauchten die Pyramiden wie leuchtende Klippen. . . . Wir löschten dann mehrere Lichter aus und bald erfüllten seine Klagen über polarnächtige Finsterniss, in welcher Purpurflocken wie Blutschnee herniederglitten, das Gemach.

Und was soll ich von der Liebe im Haschischrausch sagen? Von der Trunkenheit in der Trunkenheit, vom Sonnenkerne in der Sonne eingeschlossen? Da verliert selbst die Phantasie ihre Vorrechte. Jene Mameluken-Sultanin, welche unter dem Namen „Perlenbaum“ bekannt ist, erwürgte ihre Günstlinge in der

Haschischverzückung. Zabmes Girren und Schmachten sind jedenfalls nicht die starken Seiten des verliebten Hanf-Essers, wir wollen denn umso discreter sein. Zur Verwarnung sei nur gesagt, dass die geringste Berührung des geliebten Gegenstandes, die sonst erlaubteste Liebesbezeugung, die gefährlichsten Verwicklungen herbeizuführen vermögen. Bisweilen kommt dem Haschasch das Bewusstsein seiner Personalität gänzlich abhanden; er glaubt sich dann in alles Denkbare und Udenkbare verwandelt und geberdet sich im entsprechenden Sinne. Seltsam erging es diesbezüglich eines Tages einem unserer Clubgenossen, welcher sich in eine Locomotive verwandelt glaubte und wie eine Dampfklappe schnaubend mit Armen und Beinen rotirte, was dem kurzen, dicken Manne ungemein possierlich anliess. Wieder eine andere Hallucination besteht endlich darin, dass man sich ganz zu verflüchtigen oder in Rauch aufzugehen glaubt, welch letzteres insbesondere den Hanfrauchern häufig mitspielt. Dieser Zustand, den ich selbst einige Male empfunden habe, gewährt einen unaussprechlichen Genuss und erzeugt jenes ausserordentliche Wohlwollen, jene stumme, wunderbare Willensträgheit, welche zum fünften und letzten Stadium überleitet.

Dasselbe kündigt sich zumeist durch ein in Folge der Verflüchtigung der ätherischen Bestandtheile des Präparates eintretendes Kältegefühl an, welches sich mitunter zu einer schmerzlichen Wollust steigert. Man friert zur Chamsinzeit, die Hände sind eisig,

schlüpfrig, „Butterhände“, wie der Haschisch-Esser sagt, und dabei nimmt der Durst in massloser Weise zu, aber die Trägheit erreicht zugleich einen solchen Höhepunkt, dass man selbst nach einem nebenstehenden Glas Wasser zu greifen nicht die Willenskraft zusammenraffen kann. Starre Blässe bedeckt jetzt das Antlitz, die Lippen schwinden förmlich nach einwärts, spasmodische Erscheinungen zeigen sich und endlich tritt Schlagsucht ein. Die Dauer der ganzen Haschischkrise ist natürlich sehr verschieden, ebenso wie jene des darauffolgenden Schlafes. Ich selbst habe nach einer etwas verzweifelten Dose volle 26 Stunden geschlafen. Nach dem Erwachen tritt die Ermüdung nicht allsogleich, sondern erst allmähig ein. Anfangs ziemlich frisch, verfällt man bald in eine tiefe Niedergeschlagenheit, in welcher den Haschasch ein gewisses Gefühl von der äussersten Zerbrechlichkeit seines Körpers ganz besonders peinlich verfolgt. Zur vollkommenen Herstellung braucht es eine volle Woche.

Ich will nun Jenen, welche für einen Tag Hanf-Esser werden möchten, wenige kurzgefasste Rathschläge für ein gedeihliches gefahrloses Verfahren beim Haschischgenusse geben, wobei ich mich noch auf die speciellen Erfahrungen des Triestiner Schiffsarztes Dr. Amersin, welcher eine vortreffliche Hanf-Tinctur herstellt, zu stützen in der Lage bin.

Erste Bedingung beim Hanfgenusse ist vollreifes Alter und vollkommenes körperliches und seelisches

Wohlbefinden, indem jederlei Uebelbefinden durch das Mittel grossartig gesteigert wird. Die Phantasie spielt eben im Sinne der schon bestehenden Gesamtstimmung des Gemüthes fort.

Zweite Bedingung ist: nicht zu grosse Gabe und nicht zu häufig nacheinander zu nehmen. Fünf bis sechs Tropfen der Amersin'schen Tinctur beispielsweise, nicht in Wasser, sondern auf Zucker geträufelt, oder einem guten Liqueur beigemischt, genügen zu einer einige Stunden andauernden Verückung. Vorsichtshalber beginne man mit 2 Tropfen und regulire die Dose allmählig nach seiner Natur. Dritte Bedingung ist Aufenthalt in guter Luft, die etwa blitzartig auftretenden Entsetzensgedanken (Verzauberungsangst, Beschämungsangst, Todesangst) sind dann schwächer und leichter zu überwinden. Kräftige Ausathmungen und Veränderung der Lage leisten dabei ausgiebige Hilfe und frischen die Willenskraft wieder auf. Eine vierte Bedingung wären sorgfältig vorbereitete Genüsse: gute Tafel, erheiternde Gesellschaft, Badegelegenheit, schwache, feine Gerüche, leise vorgetragene Musik, anregende Lectüre, was Alles den Anstoss zu grossartigen Wach-Traumgebilden geben kann.

Wer nun die Macht des Hanfgeistes auf seine Gefahr hin an sich selbst versuchen will, der vergesse dabei nicht, dass alle Paradiese, insbesondere jenes des „tollen Khalifen“, theuer erkaufte werden müssen.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Schriften des Vereins zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse Wien](#)

Jahr/Year: 1880

Band/Volume: [20](#)

Autor(en)/Author(s): Vincenti Carl Ritter von

Artikel/Article: [Der Dämon des Hanfes. 541-567](#)